

ZEITSCHRIFT
für
Handelswissenschaftliche
Forschung

Herausgegeben von

DR. E. SCHMALENBACH
Professor der Betriebswirtschaftslehre
an der Universität Cöln

13. Jahrgang 1919



G. A. GLOECKNER, Verlag für Handelswissenschaft, Leipzig

Handlungsgehilfen-Romane.

Ein Überblick über die deutsche Literatur von „Soll und Haben“
bis zur Gegenwart.

Von Walter Wolff.

Es gab eine Zeit, da waren der „soziale Roman“, das „soziale Drama“ modern. Man verstand darunter zunächst die Umformung des patriarchalischen Verhältnisses zwischen dem Fabrikbesitzer und seinen Arbeitern zur moderneren Form des reinen Vertragsverhältnisses, eine Umformung, die nicht ohne schwere Kämpfe abging. Der Streik, damals noch etwas Unerhörtes, die sozialdemokratische Organisierung der Arbeiterschaft, damals geradezu als Auflehnung angesehen, die Anfänge der sozialen Gesetzgebung und ihre Vorläuferin, die freiwillige Fürsorge seitens der Fabrikleitung — das waren für den Dichter fesselnde, in Hunderten von Romanen und Dramen denn auch erörterte Probleme.

Viel langsamer und weit weniger brüsk als die Arbeiterbewegung (wäre doch z. B. vor der Revolution ein Streik kaufmännischer Angestellter ein Ding der Unmöglichkeit gewesen), aber im wesentlichen die gleichen Bahnen durchlaufend wie diese, hat sich seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts die soziale Bewegung der kaufmännischen Angestelltenschaft, der

Handlungsgehilfen, vollzogen, sind ihre Organisationen entstanden, ist ihr Standesbewußtsein erwacht. Aber diese Bewegung vollzog sich mehr in der Stille, und darum wohl fand sie weit weniger Beachtung seitens der Dichter als der Aufschwung der Arbeiter. Gewiß, auch sie hat ihre Verkünder gehabt; schon des Milieus wegen; Verkünder, die dies Milieu schilderten mit verklärender Liebe wie Georg Hermann das „Biedermeier“, mit gutmütigem Spotte wie Alice Berend die „kleinen Leute“, mit kalter Wahrhaftigkeit wie Max Kretzer die „Gründer“ oder mit flammendem Protest wie Edward Stilgebauer die „Lügner des Lebens“. Aber im ganzen stand doch diese Seite der sozialen Umgestaltung im Hintergrunde.

Das Leben des Handlungsgehilfen enthält viel innere Gleichgültigkeit, viel Gehen- und Geschehen-Lassen, viel Sich-still-ins-Schicksal-Fügen; aber auch so manchen Kampf und nur selten die Freude des Erfolges. Aber diese Kämpfe entbehren der großen Geste; ihre Helden schreiten nicht mit Federhut und Degen sporenklirrend über die Bühne des Lebens, sind nicht, Ibsensche Gestalten, maßlos im Bösen oder im Guten. Nur selten einmal reckt sich in dieser Welt ein Drama riesengroß auf. Und doch, wer im Kleinkampf des Lebens ficht und fällt, ist auch ein Held und eines Heldenliedes wert.

Man lese nur einmal Georg Hermanns „Spielkinder“ (eines der erschütterndsten Bücher, die ich kenne), um solch langsames Versinken im Elend mizuerleben. Gerade dies Buch, in dem jede Seite eine Träne bedeutet und jeder Abschnitt eine neue unter den Schlägen des Schicksals aufgesprungene Herzenswunde, ist in seiner Schlichtheit überaus beredt, ist ein Spiegel nackter, unbarmherziger Wahrheit. Und die eigene Lebensbeichte, die Hermann dem Buche als Vorrede vorangestellt hat, nicht minder.

Zu den ältesten unserer Handlungsgehilfen-Romane zählt Gustav Freytags „Soll und Haben“. Wir dürfen bei seiner Lektüre aber nicht vergessen, daß diese Erzählung vor 60 Jahren geschrieben wurde und auf die heutigen Zeiten nur noch in beschränktem Maße zutrifft. Wo finden wir heute noch eine „Handlung“ (das Wort selbst mutet uns ja schon ganz altväterisch an), in der Inhaber und Angestellte eine große Familie bilden; wo es als selbstverständlich gilt, sein ganzes Leben in demselben Geschäfte zuzubringen, und wo ein Stellenwechsel wie ein Verrat an der guten Sache betrachtet wird? Solch' ein Angestellter wird notgedrungen einseitig, was für die moderne Form des kaufmännischen Lebens, das so sehr vielgestaltiger ist als zu Großvaters Zeiten, nicht mehr paßt. Trotzdem aber enthält der Roman, der seinen kulturgeschichtlichen Wert nicht verlieren wird, eine Fülle des Wertvollen; und Gestalten wie „der Kassierer, der

jeden Morgen, wenn er in seinen Verschlag getreten war, seine Amtstätigkeit damit begann, daß er die Kreide ergriff und einen weißen Punkt auf den Tisch malte, um der Kreide selbst die Stelle zu bezeichnen, wo sie sich den Tag über aufzuhalten hatte“, gibt es auch heute noch. Und trotz aller Amerikanisierung unserer Betriebe, trotz aller Entfremdung zwischen Inhaber und Angestellten, gibt es auch heute noch, besonders in kleinen Häusern, viele Handlungsgehilfen, die mit Anton Wohlfahrt, dem Helden dieser Erzählung, sagen können: „Keinem von uns fällt ein, zu denken, so und so viele Taler erhalte ich von der Firma, folglich ist mir die Firma so und so viel wert. Was etwa gewonnen wird durch die Arbeit, bei der wir geholfen, das freut auch uns und erfüllt uns mit Stolz. Und wenn die Handlung einen Verlust erlitten hat, so ist es allen Herren ärgerlich, vielleicht mehr als dem Prinzipal“.

Diese Zeiten sind dahin.

Zu den Romanen der neueren Zeit, die in unsere Kategorie gehören, zählen nur mit starker Einschränkung die sogenannten „Kaufmannsromane“. Die meisten dieser Romane tragen ihren Namen mit Unrecht. Denn ein Roman ist nicht deshalb, weil er in Kaufmannskreisen spielt, schon ein Kaufmannsroman. Bedingung ist vielmehr, daß der Handel nicht bloß den Hintergrund abgibt, sondern in die Geschehnisse, die sich vor uns abspielen, maßgeblich eingreift. So ist Romanen, wie „Der König der Bernina“ (J. C. Heer), „Droesigl“ (G. von Ompteda), und anderen, die als Kaufmannsromane angezeigt werden, dieser Titel durchaus abzuspochen, was ja mit ihrer literarischen Bewertung nichts zu tun hat. Auch Thomas Manns „Buddenbrooks“ schildert nicht den Verfall eines Kaufmannshauses, sondern den einer Familie, ist also ebensowenig ein wirklicher Kaufmannsroman, wenn darin auch die treffende Bemerkung über den Adel steht, „... der den Kaufmann mit nicht sehr anderen Augen ansieht, als den hausierenden Juden, dem man, mit dem Bewußtsein, übervorteilt zu werden, getragene Kleider überläßt“.

„Ein königlicher Kaufmann“ (Ida Boy-Ed), „Klaus Hinrich Baas“ (Gust. Frenssen), „Die Wiskottens“ (Rud. Herzog), „Hanseaten“ (Rud. Herzog) und manch' weiterer Roman — sie alle aufzuzählen, würde zu weit führen — sind wohl Kaufmannsromane, aber nicht Handlungsgehilfen-Romane, von denen allein ja hier die Rede sein soll. Denn die Angestellten, die darin vorkommen (so der alte, treue Buchhalter Rochus in „Hanseaten“, der Privatsekretär Baumann in „Ein königlicher Kaufmann“ usw.), spielen eine recht untergeordnete, oder besser gesagt gar keine Rolle. Sie bilden nur, wie die Schiffe, Speicher und Kontore, den Hintergrund.

Das gleiche läßt sich von den Gründerromanen Max Kretzers, Edward Stilgebauers usw. sagen.

Einem wirklichen Handlungsgehilfen-Roman dagegen begegnen wir in Rud. Herzogs „Zum weißen Schwan“.

Zu einem Vergleich mit „Soll und Haben“ (dessen Inhalt ich wohl als bekannt voraussetzen darf), fordert dies Buch geradezu heraus. Auch hier tritt ein junger Mann, Heinrich Pfalzdorf, als Lehrling in ein Geschäft ein, und zwar in die Drogen-Grosso-Handlung Engelbert Friedrich, verbringt seine Lehrzeit in dem alten, weitläufigen Hause, dessen Keller und Lagerräume mit den seltsam duftenden Erzeugnissen fremder Welten angefüllt sind, und wird schließlich nach dreijähriger Auslandsreise, also reichlich jung, Bevollmächtigter der Firma, nachdem der Verfasser durch eine Benzinexplosion den hierfür hinderlichen bisherigen Inhaber bei Seite geschafft hat. Diese Explosion kommt gerade zur rechten Zeit, um den bösen Provisor (mit der Drogen-Grosso-Handlung ist nämlich auch eine Apotheke verbunden), dessen rotes Haar deutlich seine teuflischen Eigenschaften verrät, unschädlich zu machen, den ritterlichen, weit gereisten Konrad Bärenfeld vom bisherigen Bevollmächtigten zum Besitzer aufrücken zu lassen, und gestattet es dem Verfasser, das Buch mit vier Verlobungen zu schließen. Das ist eigentlich ein bißchen viel, da diese acht Leute nämlich die einzigen sind, die überhaupt unter die Haube, bzw. den Pantoffel kommen können! Aus dem Buch, sicherlich einem Jugendwerk, dessen literarischen Wert ich nicht allzu hoch einschätze, erwähne ich nur einen Satz, der leider allzu wahr ist: „Ihm selbst war es ergangen wie so vielen andern. Da er nach Beendigung seiner Schulstudien nicht recht wußte, was er wollte, so war er Kaufmann, ehe er sich dessen recht versah“.

Ein Roman, der das furchtbare Gespenst der Stellenlosigkeit in vorgerücktem Alter schildert, ist Ilse Frapan-Akunians Hamburger Roman „Erich Hetebrink“. Der Titelheld dieses Lebensbildes wird mit 23 Jahren offiziell Teilhaber, in Wirklichkeit aber nur lebenslänglich gebundener Angestellter seines Onkels Aloys, der ein Bankgeschäft besitzt. Der Vertrag ist nämlich so abgefaßt, daß Erich die Arbeit und Aloys den Gewinn hat. Der Roman beschäftigt sich zunächst fast nur mit dem Privatleben Erichs, das mit seinem Berufe nichts zu tun hat, bis dann zum Schlusse die Geschäftssorgen auftauchen. Erich fühlt, wie im Kontor und von seiten seines Oheims gegen ihn gearbeitet wird, weil man ihn hinaus und einen jungen Verwandten seines Onkels an seine Stelle bringen möchte. Das alles geschieht so, daß er es wohl spürt, aber doch keine rechten Beweise dafür hat. Immer mehr Wutstoff sammelt sich in ihm an. Bis

er eines Tages den anderen im Zorn Vereinbarung und Stelle vor die Füße wirft. Nun ist der verheiratete Mann ohne Verdienst; sein einziges Kind ist totkrank; er wagt es nicht, zu Hause die Wahrheit zu sagen. Die Verzweiflung des Alternden (er hat die Vierzig überschritten), der keine Stellung mehr findet, eine Verzweiflung, die ihn bis an den Rand der Selbstvernichtung führt — all' das sind Kapitel, die zu Herzen gehen. Aber eine Frau hat das Buch geschrieben, und Frauen wagen nie, so logisch grausam wie das Leben zu sein. So muß denn ein stürzender Geldschrank den erschlagen, der Erichs Platz einzunehmen sich anschickte, Onkel Aloys geht in sich, und Erich Hetebrink wird den ihm gebührenden Anteil am Geschäfte erhalten. Das ist die fade Lösung der Frage, oder eigentlich keine Lösung.

Derartige, allen Lebenswahrscheinlichkeiten Hohn sprechende Wendungen finden sich freilich auch in Romanen männlicher Verfasser. So entkommen, um ein Beispiel anzuführen, Bob Twersten und sein Freund Fritz Varnheil (Rud. Herzog, „Hanseaten“) aus der Seeschlacht von Santiago de Cuba, damit nur ja, am Schlusse des Buches, die daheim wartende Braut die üblichen Tränen der Seligkeit vergießen kann. Ich glaube, es wäre besser gewesen, Bob nicht auf so unwahrscheinliche Art dem Tode entkommen zu lassen. Dann wäre der alte Twersten langsam und aus doppeltem Anlaß zugrunde gegangen: Als Vater an dem nagenden Zweifel, ob er, der den Sohn aus lauter Liebe hart von sich stieß, damit ein Mann aus ihm werde und kein Weichling, nicht doch zu hart gehandelt habe; und zugleich als Inhaber der von ihm selbst hochgebrachten Schiffswerft an der Erkenntnis, daß nun seinem Lebenswerk der Erbe fehlen und daß es, in fremden Händen, siegbringenden Vorwärtstrebens ermangeln würde. Das gäbe einen Romanschluß im Gartenlaube-Stil weniger, dafür aber ein lebenswahres Bild mehr.

In angenehmem Gegensatz zu den üblichen „Hanseatenromanen“, die in den Kreisen jener Handelsherren vom Schlage der Sloman und Possehl, der Ballin und O'Swald zu spielen pflegen, aus denen sich, wenn man den Büchern glaubt, ganz Hamburg-Bremen-Lübeck zusammensetzt, steht: „Irrwege“, von Max Metzger, ein Roman, der den Lebensweg eines Handlungsgehilfen schildert von Stellenlosigkeit und Hunger über eine kleine Kontorstelle und bescheidene Selbständigkeit hinweg empor zu Großem. Auch kein Alltagsschicksal eben dieses schließlichen Aufstiegs wegen — die große Masse bleibt doch nun einmal im Mittelmäßigen hängen — aber doch ein richtiger Handlungsgehilfen-Roman: das pulsierende Leben der Hafenstadt nicht von oben her betrachtet, sondern miterlebt.

„Moderne Menschen“, von Franz Hermann Meißner, bringt uns den armen Kerl menschlich näher, der zum Leben zu wenig, zum Sterben zu viel verdient, den die ständig drohende Kündigung von seiten herzloser, ihn ausbeutender Chefs nicht schlafen läßt, und der in der Möglichkeit, ein paar Mark mit nächtlicher Schreibarbeit daneben zu verdienen, schon ein ungeheueres Glück sieht. Ein Zufall (er rettet die Tochter eines Bankiers) reißt ihn dann endgültig aus der Sphäre des Elendes und des Hungerns heraus — just ein paar Stunden zu spät, um seine Braut, ein armes kleines Fabrikmädel, das ein Kind von ihm erwartete und ins Wasser ging, um ihm, dem stellenlos Gewordenen, nicht zur Last zu fallen, noch retten zu können. Später wird dann Otto Anders, so ist sein Name, selbständiger Börsenmakler, Grundstücksspekulant und schließlich vielfacher Millionär.

Ich glaube, Franz Hermann Meißner war noch sehr jung, als er diesen Roman schrieb. Wenigstens klafft überall ein Spalt zwischen Wollen und Können. Der Stil ist wenig gefestigt. Die Ausfälle gegen Chefs und Kapitalisten sind zu einseitig-wild, zu sehr auf den Ton der „Entrechteten“ gestimmt, kurzum, noch zu unabgeklärt. Andere Gestalten des Romans, so die beiden Korff, Bankgeschäftsinhaber und „Krawattenfabrikanten“, ihr schlimmer Bevollmächtigter Spiegelberg (ausgerechnet Spiegelberg!), Paul Schmieleck, der Schürzenjäger, der reich gewordene Maurerpolier Hein, der „ehemalige hundjemeene Budiker“ Willem Reinert, der mauschelnde Börsenagent Scherbel, die beiden Studenten Spund (!) und Leibfuchs (!) usw. usw. entstammen den Witzblättern. Trotzdem enthält der Roman viele treffliche Schilderungen, so ist das Kontorleben gut dargestellt. Wenn über das Ganze nur nicht die schreckliche Berliner Mundart ausgegossen wäre! Ich glaube übrigens, rechtschaffene Kaufleute würden wohl anderer Meinung als Herr Meißner sein in bezug auf das Statthaft- oder Unstatthaftsein eines Manövers, das darin besteht, sich fremde Briefbogen mit Firmenaufdruck zu verschaffen und fremde Firmenunterschriften darauf nachzumachen. Wenn das beweisen soll, daß „aus der Memme Otto Anders ein harter Mann geworden“ ist, wie Meißner sich ausdrückt, so scheint mir das doch eine sehr große Verhärtung, vor allem des Gefühls für Gut und Böse, zu sein.

Einen Angestellten-Roman im besten Sinne des Wortes gibt Margarete Böhme in „W. A. G. M. U. S.“ (Warenhaus-Aktien-Gesellschaft Müllenmeister und Söhne), einem Buche, das — übrigens in enger Anlehnung an tatsächliche Berliner Vorgänge — den Aufschwung eines Geschäftes vom kleinen Kramladen zum Riesenwarenhause und dessen Kampf mit der Konkurrenzgründung der vereinigten Spezialgeschäfte, dem genossen-

schaftlichen Warenhausa „Handelsstätte Berolina“, schildert. Es ist hier nicht der Ort, zu all' den Problemen Stellung zu nehmen, die Margarete Böhme in diesem Buche anschnidet, vor allem zu der Frage, ob Warenhäuser einen Segen oder einen Unsegen für die wirtschaftliche Entwicklung bedeuten, und zu dem Kampf zwischen Kleinhandel und Warenhaus. Uns soll an dieser Stelle nur interessieren, was Margarete Böhme über die Warenhausangestellten schreibt.

Wie man von der Brüstung eines der oberen Geschosse im Warenhausa aus die Menschen unten im Lichthofe nicht als Einzelwesen schaut, sondern als bunte, bewegte Masse, nicht als Vielheit, sondern als Einheit, aus der nur wechselnd bald der eine, bald ein anderer Teil auftaucht, um dann wieder zu verschwinden — so beleuchtet Margarete Böhme in kaleidoskopartig wechselnden Bildern Ausschnitte aus dem Leben jetzt dieses, dann jenes Angestellten des „Wagmus“-Betriebes, ohne aber das Geschick des Einzelnen aus der großen Masse, zu der er gehört, herauszulösen. Dadurch bleibt bei der Schilderung all' dieser Einzelschicksale das Band der Gemeinsamkeit bestehen; sie alle zusammen ergeben das Schicksal der Warenhaus-Angestelltenschaft.

Wir sehen ehemalig selbständige Leute Angestellte der „Wagmus“ werden, leichten Herzens die einen, die, wie die vorherige Besitzerin eines Modosalons Mieze Meier, das geringe, aber feste Gehalt einer unsicheren Scheinselbständigkeit vorziehen; nach schwerem Kampfe um ihren Handwerkerstand und ihren Handwerkerstolz die andern, wie den Schuhmachermeister Ribbeck. Wir sehen andere den entgegengesetzten Weg gehen — so die Rayonchefs Bielefeldt und Tük und den Prokuristen Rosen —; sehen, wie das Warenhaus immer neue Generationen junger Menschen, vor allem junger Mädchen, verschlingt, um sie, die früh alt werden und schnell verblühen, auf die Straße zu setzen wie die alte Henriette Iversen nach fünfzehn-, die Ludwig nach zwanzigjähriger Dienstzeit, „weil sie zu alt und zu häßlich“ geworden sind. „Es muß frisches Blut ins Haus. An die Verkaufsstände gehören junge, hübsche Gesichter; spätestens alle fünf Jahre muß das Personal wechseln“ — heißt es in „Wagmus“. Und weiter: „Fast alle Scheuer- und Toilettenfrauen, die hier tätig sind, waren in ihren jungen Jahren mal Verkäuferinnen“. Nur die Ehe oder die Selbständigkeit — in einigen wenigen Fällen das Aufrücken zur „Aufsicht“ — retten vor solcher Zukunft. Und von den sittlichen Gefahren berichtet die Verfasserin: von den Durchstechereien und Diebstählen, wie sie in Warenhäusern an der Tagesordnung sind und denen schwache Naturen wie Felix Schiller in seiner Großmannssucht ebenso zum Opfer fallen, wie die Mehrzahl der jungen Mädchen der Versuchung erliegen,

als „Verhältnis“ „doch auch etwas vom Leben haben“ zu wollen wie Felix Schillers Schwester Trude, Agnes Matrei und andere.

Über das Verhältnis zwischen dem alten Müllenmeister bzw. der Geschäftsleitung und den Angestellten lesen wir: „Seine Angestellten wurden ausreichend entlohnt. Schon lange, ehe eine gesetzliche Regelung der Sonntagsruhe eintrat, hielt er seine Geschäftsräume an Sonn- und Feiertagen geschlossen. Jeder Angestellter der Firma, der anderthalb Jahre im Geschäft tätig war, hatte Anspruch auf mindestens 14 Tage Sommerurlaub, während das volle Gehalt weiterging. Auch trug er sich schon lange Zeit mit dem Gedanken, eine Altersversorgung für seine Angestellten, in der Art der Caisses de Prévoyance der Pariser Warenhäuser, einzurichten“. Zunächst erhält jeder Angestellte außer seinem festen Gehalt eine Verkaufsprämie; später tritt an deren Stelle eine Reingewinnbeteiligung, die nach Wunsch bar oder in Gestalt von Aktienanteilen ausgezahlt wird. In dieser letzten Form wird das Interesse des Angestellten am Geschäft doppelt wach gehalten. Eine derartige Gewinnbeteiligung mag in den heutigen Tagen als eine selbstverständliche Forderung erscheinen; vor neun Jahren, als Margarete Böhmes Buch erschien, war ihre Verwirklichung erst in ferner Zukunft denkbar.

Noch ein anderer interessanter Versuch wird von der „Wagmus“ unternommen: nämlich „der Versuch einer Lösung der sozialen Frage des weiblichen Warenhauspersonals“ durch Angliederung einer 280 Zimmerchen umfassenden Pension für diejenigen Mädchen, die ohne Eltern und ohne Heim in Berlin sind, an die „Wagmus“. Das bedeutet eine Rückkehr zu den alten, in der Großstadt längst überholten Zeiten des Kleinhandels, als der Angestellte beim Inhaber, der Lehrling noch beim Lehrherrn schlief und beköstigt, oft geradezu als zur Familie gehörig angesehen wurde.

Schon aus diesen kurzen Angaben ersieht man, wie ernst sich Margarete Böhme mit dem Warenhausproblem befaßt hat. Es ist auch heute, da eine Weiterentwicklung des Warenhauses in sozialer Hinsicht über die damaligen Zustände hinaus bereits stattgefunden hat, noch in höchstem Grade lohnend, das „Wagmus“-Buch zu lesen, das in der Form eines Romanes dies eigenartige Thema behandelt.

Max Freund erörtert in „Der Warenhauskönig“ ein Zukunftsproblem: Er sieht die Vertrustung der Warenhäuser kommen und erfäßt mit klarem Blicke den Einfluß solchen Zusammenschlusses auf die Lebensbedingungen der Angestelltenschaft. Während sich das einzelne Warenhaus — in diesem Falle das des „Warenhauskönigs“ Stauff — noch bemühte, „den Angestellten, die nach Tausenden zählten, ihre Abhängigkeit

nicht so fühlbar zu machen“, heißt es vom Trust: „Man bedauerte schon jetzt die dort beschäftigten Angestellten, für die schlechte Zeiten anbrechen würden. Es wäre ja ganz selbstverständlich, daß nunmehr die Bewegungsfreiheit gehemmt würde. Selbst die Gehälter würden sinken, da ja dadurch, daß der ganze Warenhausbetrieb im Lande in die Hände einer einzigen Gesellschaft gelangte, der freie Wettbewerb gänzlich unterbunden sei“. (Man braucht nur an das Abkommen der Berliner D-Banken und andere ihm nachgeahmte Vereinbarungen zu denken, um einzusehen, daß solche Befürchtungen keineswegs übertrieben sind.)

Angesichts dieser Gefahren schließen sich die Trustangestellten zu einer festen Organisation zusammen — „nur so würden sie der Macht des Trustes gewachsen sein und einer wirtschaftlichen Krise standhalten können“. Bei Neuwahlen zum Parlament, die bald darauf stattfinden, gewinnt die Arbeiterpartei wieder eine große Anzahl Sitze. „Nicht zum Geringsten war ihr dieser Erfolg ermöglicht worden, weil sie diesmal von einem Teil des Volkes unterstützt worden war, der früher politisch vollständig indifferent gewesen und seine Stimme wahllos der ersten besten Partei gegeben, oder doch die Partei der Arbeiter aufs heftigste bekämpft hatte: Die Handlungsgehilfen und technischen Angestellten“. Meint man sich nicht in die allerjüngste Zeit versetzt, wenn man solche Sätze liest? Dabei ist das Buch bereits 1912 erschienen.

Ein anderes Warenhausbuch ist Robert Saudecks „Dämon Berlin“, das Buch des Reklamefachmanns, Statistikers und Organisators, der intuitiv den Geist der Organisation, der Propaganda erfaßt hat und sie zu hoher Vollendung führt. Der Sinn für Organisation und Reklame ist angeboren, kann nicht erlernt, sondern nur vervollkommnet werden; ist eine Begabung wie Musik, wie Malerei, ist eine Kunst — so lautet das Leitmotiv dieses Romans eines „Angestellten in gehobener Stellung“.

Und da wir gerade bei der Warenhausliteratur sind, so seien, der Vollständigkeit halber, Erich Köhrer „Warenhaus Berlin“ und Oscar T. Schweriner „Arbeit“ erwähnt, in denen ein paar nette, aber rein feuilletonistische Augenblicksbilder aus dem Leben der Warenhausangestellten enthalten sind.

Einem der seltsamsten Handlungsgehilfen-Romane begegnen wir in Kurt Münzers Buch „Der Ladenprinz oder Das Märchen vom Kommis“. Ein Märchen ist es in der Tat. Aber wie jedes Märchen, so dürfen wir vielleicht auch dieses als ein Symbol auffassen, als Symbol dafür, daß in jeder Menschen Seele der Drang gepflanzt ist, über die Enge und die Niedrigkeit seiner Umgebung hinauszuwachsen und das „Prinzliche“, das Edle in sich selbst zu voller Geltung kommen zu lassen.

Aber der Held dieses Buches, nachdem er in wenigen Jahren der Jugend alle Freuden ausgekostet, kann schließlich das Erdgeborene nicht abstreifen.

Lucian Flamm, Sohn eines Prinzen und einer Bürgersfrau, der Gattin des Kleinstadt-Kaufmanns Flamm, weiß noch nichts von seinem eigentlichen Erzeuger, glaubt sich noch des Krämers Sohn, und fühlt sich doch von klein an fremd in bürgerlicher Gedrücktheit. Begabt, schön wie ein Gott, Meister in allen Leibesübungen, fühlt er in sich den Adelsmenschen. Ein König will er sein. Herrschen, nicht dienen. Gewähren, nicht empfangen. Und doch ist er gleichzeitig ein kaufmännisches Talent. Das ist die Stimme von Generationen bürgerlicher Vorfahren seiner Mutter. Als Knabe gebärdet er sich wie ein Prinz, bis ihn der „Vater“ in die Lehre steckt. Nach drei bitteren Jahren tiefster Demütigung siegt die andere Gewalt in seiner Brust über den Prinzen in ihm und er macht, 19jährig, aus dem kunstgewerblichen Verkaufs- und Ausstellungsmagazin des Herrn Eduard Kummerlos (das eigentlich nur ein besseres Galanteriewaren-geschäft ist), in das er als kleiner Kommiss mit hundert Mark Monatsgehalt eintritt, ein „Kaufhaus der Kunst, dem aller Charakter des Kaufens und Verkaufens fehlte, aber auch aller entzaubernde Anstrich eines Museums“. Und dabei treibt diesen jugendlichen Organisator, dessen angeborenem kaufmännischem Genie, dessen klarem Blick und zielbewußtem Wollen sich der so viel ältere Kummerlos neidlos beugt, nicht etwa der innere Drang, seiner Begabung ein freies Feld der Betätigung zu schaffen, nicht die Freude an der eigenen Arbeit — nein, nur Folie für seine Person sollte der Kunstsalon sein: „Jeder Herzogin Landauer sollte vor der Tür halten, jede Gräfin eine Frage an ihn haben“. Im alten Geschäft des Herrn Kummerlos „gab es noch Ladentische. Diese Schranke mußte fallen. Lucian glaubte an seine Kraft, auch über diese Schranke hinweg in die Arme seiner Prinzessin setzen zu können, aber warum nicht Zeit und Mühe sparen, wenn möglich!“ Dann, als der Kunstsalon auf dem Gipfel der Vollendung steht, wird er Lucian, diesem „Prinz in der Anlage und Kommiss von Stand“, verhaßt, weil er Angelika, Kummerlos' Tochter, ehelichen soll. „Nicht Angelika war der Schrecken; aber ihre Mitgift bedeutete ewige Knechtschaft und ewigen Kommissberuf. Denn ob Angestellter oder Besitzer: in beider Wappen stand der Ladentisch“.

Er erbt und fährt in die Welt; nun ein Prinz, wenn auch nur auf Zeit. Und er taumelt — ein zweiter Prinz Kuckuck — in immer neue Frauenarme, immer innerlich kalt, immer unbefriedigt, immer mit einem letzten Rest Erdschwere behaftet, Erdschwere, die ihn wieder hinabzieht.

Im Zeichen der Venus steht sein Leben. Jedem Abschnitte seines

Daseins gibt Venus die Weihe: Zuerst als Venus Mamma. Dann als Venus Amica. Als Venus Frigida sodann. Venus Angelika war gefolgt. Venus Mundivaga, die vielgestaltige, löst sie nun ab. Ein immer neues „je vous aime“, dem immer wieder ein „adieu“ folgt — das ist das Leben, von dem Lucian so viel erwartet hatte. Und unter den Schutz der Venus Domestica stellt Münzer schließlich das letzte Kapitel, das Lucian zurückführt von seinem Fluge durch die Welt, in die er sich verloren hatte, wieder Herr seiner selbst, „aber Sklave eines unbarmherzigeren Herrn: des Lebens, der Pflichten“. Mit gebrochenen Flügeln verkriecht sich der junge Adler im heimischen Nest. Der Tochter seines Chefs, der ungeliebten Angelika Kummerlos, gibt er sein Jawort. Nomen est omen: Kummerlos — aber auch ohne den Höhengschwung der Sehnsucht wird sein Leben sein. „Mit diesem Ja“ — so schließt das Buch — „endet das Märchen vom Ladenprinzen. Lucian Flamm ist Gatte, in gehöriger Zeit Vater, alleiniger Inhaber des „Hauses Kummerlos“ und Nutznießer eines Jahreseinkommens von über fünfzigtausend Mark“.

Wie seltsam sich in manches Dichters Hirn die Angestellten spiegeln, davon kann man sich in vielen Kaufmannsromanen überzeugen. Ich will von den feststehenden, seit den Zeiten Mosers und L'Arronges auf allen Bühnen¹⁾ heimischen Gestalten schweigen, die auch durch so und so viele Romane spuken: vom Buchhalter-Kassierer, der notwendigerweise ein in Ehren ergrautes, schon ein bißchen vertrottelt brummiges Männchen mit goldenem Herzen, lauterem Gewissen sein muß²⁾; vom Reisenden, der ebenso frech-zudringlich ist, wie sein Vorgänger, der „commis-voyageur“, ein Schürzenjäger war; vom Verkäufer, der nur ein „Ladenschwengel“ mit schmalzgeklebter Tolle, roten Händen und Talmi-Eleganz sein kann. Nein, von diesen ganz abgesehen. So etwas braucht man heutzutage nicht mehr ernst zu nehmen. Aber was soll man sagen, wenn ein so moderner Schriftsteller wie Otto von Gottberg in seinem „Frauensneider Gutschmidt“ erzählt, Gutschmidt beobachtete gern „die fast komische Freude, die das geringste Lob der Großen (damit sind die Chefs gemeint!) in den Kleinen (das sind die Angestellten!) weckte“. — „Er sah gern Angestellte unter Worten seiner Anerkennung in der komisch-

¹⁾ Vgl. Walter Wolff, „Der Handlungsgehilfe auf der Bühne“. Die Welt des Kaufmanns, Heft 12. 1912.

²⁾ So leistet sich Werner von der Schulenburg („Don Juan im Frack“) gar den Satz: „Daß er (der Prokurist Claußen) treu war und ehrlich, verstand sich für ihn von einem hamburgischen Prokuristen von selbst“. Es geschieht also doch wohl nicht so ganz zu Unrecht, wenn man von den Hamburgern behauptet, sie teilten die Erdbewohner in zwei Klassen ein: in Menschen und in Nichthamburger.

stolzen Freude erröten und dann brennenden Auges mit bisher nie bekundetem Eifer an die Arbeit gehen“. — „Er gab dem Prokuristen die Hand, um seinen Kopf noch höher aus den Schultern zu sehen, und entließ ihn. Drüben in der Buchhalterei würde Wernicke (der Prokurist) jetzt seinem vollen Herzen Luft machen und erzählen, wie gnädig der Gebieter (!) wieder gewesen sei“. — „Er bot ihr (der langjährigen Hauskantinen-Leiterin) die Hand. Fast hätte sie nicht gewagt, ihre Finger hineinzulegen. Des Hauses höchste Auszeichnung war ihr widerfahren: Der Chef — Georg Gutschmidt — hatte ihr die Hand gegeben! Wenn Wernicke davon hörte!“ usw. Wo mag Herr von Gottberg solche Gestalten gesehen haben? Auch in einem anderen Romane, „Der verschwundene Kohinoor“, verrät derselbe Verfasser an hundert Einzelheiten, daß er die Angestelltenkreise nicht kennt. Die Heldin ist hier eine Gesellschafterin, die, unter ungerechtem Verdacht des Diebstahls entlassen, Anprobierdame, dann Privatsekretärin wird, und deren weiteres Lebensschicksal als Maitresse man ahnt.

Damit komme ich auf eine besondere Gruppe der Handlungsgehilfen-Romane, nämlich auf die Romane, deren Helden weibliche Angestellte sind. Den „Wagnus“-Roman habe ich schon mit der Ausführlichkeit, die er verdient, erwähnt; auch die anderen Warenhausromane räumen dem weiblichen Personal bei allen Fragen der Angestelltenschaft naturgemäß den größten Raum ein, ist es doch dem männlichen gerade beim Verkaufspersonal an Zahl weit überlegen.

Max Kretzer schrieb seinen Roman „Die Buchhalterin“ schon vor mehreren Jahrzehnten. Damals war die Kontorangestellte noch eine Neuerscheinung in der wirtschaftlichen und sozialen Umschichtung, und die Dichter — nicht bloß Kretzer — sahen nur eine Lösung als gegeben an: Das tapfere junge Mädchen, das so brav auf der gesellschaftlichen Leiter „herabgestiegen“ war, durch die Ehe mit dem Chef des Hauses wieder hinaufzuführen. Heute können wir darüber lächeln; wir haben gelernt, solche Dinge ihrer angedichteten Romantik zu entkleiden und ganz nüchtern auch vom Roman zu verlangen, daß er uns Wirklichkeit schildere. Und daß im allgemeinen der Chef seine Buchhalterin heiratet — das zu glauben, verwehrt uns die Beobachtung der Tatsachen.

Recht nett ist das Leben im Kontor geschildert, die feindselige Stimmung in Erwartung der ersten Kollegin — mit der sie doch alle fast sofort anbändeln möchten.

Solche Stimmungsbilder aus dem Kontorleben vermittelt uns auch Karl Ettliger („Karlchen“) in „Benno Stehkragen“, nur ungemein lebendiger — weil moderner. Die Hast des Bankbetriebes kurz vor

Postschluß ist ganz köstlich wiedergegeben, zumal die Schilderungen ganz vom Standpunkte der Angestellten aus — Bierbaum würde sagen: aus der Froschperspektive — dargeboten werden: Wie sie alle gern rechtzeitig Schluß machen möchten, die Nervosität der Abteilungsleiter, die die Stufenleiter hinunter sich selbst dem jüngsten Lehrling mitteilt; wie sie bissig und zanklustig werden in ihrer Nervosität; wie persönliche Gehässigkeit, Angeberei, Liebedienerei nach oben und Treten nach unten erwachen und ihre Ränke spinnen. Und in diesem Betriebe sitzt der verwachsene Buchhalter Benno Stehkragen mit dem liebedurstigen Herzen und der alles Schöne, Ideale vor sich selbst zerreißenen jüdischen Schärfe und Logik und vergeht in Liebe um den schönen Schmetterling, der da als Bankbuchhalterin hereingeflattert kommt und über das Herz des Verwachsenen hinweg den Weg findet, der hübschen, armen Mädchen immer offensteht, die einen lebenslustigen, reichen Chef haben und ihm gefallen. Unter dem spöttischen Tone des Buches liegt viel Ernstes; man muß sich nur nicht verleiten lassen, die lustige Aufmachung für bare Münze zu nehmen. Ganz köstliche Gestalten schildert Ettliger, Gestalten, denen wir alle schon in Kontoren begegnet sind, und deren Konterfei uns darum gleich ganz vertraut anmutet.

Eine Gruppe für sich bilden die Lehrlingsromane, d. h. Romane, in denen der Lehrling nicht bloß der „Stift“ ist, dessen absteigende Ohren zum Daran-ziehen herausfordern, und dessen Charaktereigenschaften sich um die zwei Begriffe „dumm“ und „frech“ kristallisieren; sondern Romane, die sich ernsthaft mit dem jungen Menschen beschäftigen, der den großen Schritt von der Schule zum Beruf soeben getan hat.

Lehrlingsromane müssen notwendig psychologische Studien enthalten, wenn sie von Wert sein wollen. Denn gerade in die Lehrlingszeit fallen die Übergangsjahre, fällt die Entwicklungsperiode zum jungen Manne — in jedem Sinne des Wortes. Er wird allmählich das Kindliche, Unselbständige abstreifen; der elterlichen Aufsicht entzogen, fremden Einflüssen ausgesetzt, hat er sich tagtäglich mit Neuem abzufinden; er wird von den Gesprächen der Angestellten, deren Zuhörer er ist, vielleicht angezogen, vielleicht abgestoßen. Tabak, Bier, Spiel, käufliche Liebe, Großmannsucht sind Gefahren, denen er leicht erliegen kann; Tanzstundenliebe, Bücher, Vorlesungen können ihn Höherem entgegenführen; Standesorganisation ihm die Augen öffnen über Staat und Stand, Beruf und eigene Zukunft.

„Soll und Haben“, „Zum weißen Schwan“, auch „Der Ladenprinz“ widmen lange Abschnitte den Lehrjahren. Auch Karl Rosner, „Georg Bangs Liebe“ handelt zum großen Teile von dem Lehrling Georg

Bang. Aber der Roman handelt doch von Georg Bangs Liebe mehr als von Georg Bang selbst. Und gerade der Teil, der den Lehrling Georg Bang schildert, der, zum ersten Male seiner Heimatstadt Wien fern, in der Leipziger Kommissionsbuchhandlung A. G. Gutkind seine Tätigkeit damit beginnt, Bestellzettel einzuordnen, der sich dann langsam in seinen Beruf hineinfindet und schließlich schon vor Ablauf der vereinbarten drei Jahre „auslernt“ — gerade dieser Abschnitt ist kaum zu lesen. Denn ganz im Gegensatz zum sonstigen Inhalt, über dem die leise Sentimentalität „bittersüßer“ neuösterreichischer Dichtart liegt, wird hundert Seiten lang hier jedes Gespräch im fürchterlichsten Sächsisch geführt, daß einem Leipziger selbst angst und bange davor werden kann. (Hier eine Probe: „Cha, Herr Pang, und da genn' Se iberall frachen, soo werd'n Se das Leibz'cher Allerlei nich' oft kriechen. Lauder kanz chunges Kemiese . .“). Den Lehrjahren folgen dann die Wanderjahre, bis ihm in Wien mit einer Buchhandlung nebst Antiquariat die Selbständigkeit wird.

Auch Gustav Falke greift mit „Landen und Stranden“ das Thema der Lehrjahre auf, die sich, wie bei Rosner, im Buchhandel abspielen. Zwei Stellen verraten besonders gut, wie fein Falke sich in so eine Jungenseele hineinzusetzen weiß — selbst Kaufmannssohn, war er dazu wohl besonders berufen:

Als Mutter Leidig ihren Sohn Adolf in die Buchhandlung Johannes Roth u. Co. gebracht hat, in der nun seine Lehrjahre beginnen sollen, verabschiedet sie sich von ihm mit der Ermahnung, gut aufzupassen und ihr Ehre zu machen. „Adolf wurde sehr rot und sagte gar nichts. Er wußte nicht, was er sagen sollte. ‚Adieu, Mama‘ kam ihm doch seiner neuen Würde nicht mehr entsprechend vor, und ‚Mutter‘ war ihm so ungewohnt“.

Und dann: „Adolfs Hoffnung, als Buchhändler sich in die Schätze der Literatur vertiefen zu können, war bald gründlich getäuscht worden. Bindfaden knüpfeln, Pakete packen und austragen, Bücher abstäuben, Schaufenster dekorieren, mit dem ‚Suchbuch‘ durch die Straßen laufen das war es, was außer den rein kaufmännischen Kontorarbeiten des Fakturen- und Zettelordnens seine Zeit in Anspruch nahm: die Bücherkrämerei.“ Das ist eine Enttäuschung, die kaum einem Buchhandlungslehrling oder Redaktionsvolontär erspart bleibt.

Nachdem Adolf dann die „Dichteritis“ glücklich überstanden hat, mündet sein Leben in das aller jungen Leute ein. Falke erzählt uns nichts weiter von ihm. Adolf ist gelandet. Gestrandet aber ist seine Schwester Helene. Verkäuferin in einem Damenkonfektionshause, wird sie, heißblütig wie sie ist, die Geliebte des Juniorchefs, der sie verläßt, als sie ein Kind

von ihm trägt. Wohl stirbt das Kind; wohl findet Helene eine neue Stellung. Aber sie ist nun einmal auf der schiefen Bahn. Als Tingeltangel-Sängerin, Geliebte des dort angestellten Pianisten, scheidet sie von uns. Was nachher aus ihr wird, erfahren wir nicht, können es nur ahnen.

Und damit sind wir noch einmal auf das Verkäuferin-Thema zurückgekommen, das so und ähnlich durch Dutzende von Romanen huscht: Das kleine Mädchel, das Verhältnis. Ein leidiges Thema, das als eine der wenigen Anna Elisabet Weirauch in „Die kleine Dagmar“ mutig anzupacken wagt; ein leidiges Thema, dessen soziale Bedeutung sonst meist übergangen wird, wie man ja auch im Leben so wenig wie möglich von ihm spricht.

Einen Lehrlingsroman bietet auch Georg Droste mit „Ottjen All-dag un sien Lehtied. Een Vertellsel ut'n Bremer Kopmannsleben“. In gewollter Selbstbeschränkung wendet sich Droste jedoch nur an den immerhin kleinen Kreis derer, die Hanseatenplatt verstehen, sodaß sein Buch keine große Rolle spielen kann.

Fritz Müller, der so gern mit lächelnden Augen Nachdenkliches berichtet, hat in seinem Büchlein „Fröhliches aus dem Kaufmannsleben“, gleichfalls der Lehrlinge nicht vergessen. „Lehrling“ und „Bewerbungsschreiben“ heißen zwei Geschichtchen dieses Bandes; besonders die erste ist lebenswahr mit dem Lehrling, der, stolz auf sein „Einjähriges“ und sein Handelsschul-Zeugnis, mit Entsetzen gewahr wird, daß er trotz aller Gelehrsamkeit zunächst einmal mit Tütenfüllen, Paketeschnüren und . Heringe-Umpacken beginnen muß, um ein praktischer Kaufmann zu werden.

Es wäre ein ganz aussichtsloses Beginnen, wollte man versuchen, die kurzen Erzählungen, Novellen und Skizzen, die in den letzten fünfzig oder fünfundsiebzig Jahren in den deutschen Zeitungen und Zeitschriften erschienen sind, soweit sie hierher gehören, zusammenzustellen. Aber es sei wenigstens auf eine besondere Gruppe von ihnen hingewiesen: das sind die im Unterhaltungsteil der Vereins- und Verbandszeitschriften kaufmännischer Organisationen veröffentlichten. Sie nehmen eine Sonderstellung ein, weil sie zumeist von Leuten aus dem Kaufmannsberufe geschrieben worden sind, die hier zum ersten Male den Pegasus tummelten, ehe sie ihn endgültig mit dem Kontorschemel vertauschten (es sei nur an Namen gedacht wie den schon erwähnten Fritz Müller, der Handelslehrer war, Georg Hermann, einst Buchhalter einer Krawattenfabrik, und andere; auch der Verfasser gehört dazu), oder die, ohne dem Kaufmannsberufe untreu zu werden, doch nebenbei gern einmal ihren literarischen Neigungen nachgaben. Oder Dritte, wie etwa Gorch Fock, die vom Berufe, der

ihnen das Brot gibt, nicht freikommen, aber innerlich auf Götterwiesen wandeln.

Alle drei Gruppen aber schreiben als Leute „vom Bau“ anders, sachverständiger, lebenswahrer als dem Beruf Fremde, und das macht ihre Geschichten so echt.

Die ungeheure soziale Umwälzung und Umwertung aller Dinge, Menschen, Anschauungen, diese Umbildung der gesamten sozialen Struktur, die Bewegung, die in den Novembertagen des Jahres 1918 ihren Ausgang genommen hat und deren Ausmaß wir noch ebensowenig überblicken können wie die Richtung, die sie letzten Endes einschlagen wird — sie hat auch die Privatangestelltenschaft und mit ihr die Handlungsgehilfenschaft fast restlos ergriffen. Es ist hier nicht der Ort, zu den Problemen Stellung zu nehmen, die für den Handlungsgehilfenstand jetzt aufgetaucht sind (Vergewerkschaftlichung, Streikmöglichkeit, Streikrecht und Streikpflicht, Zusammengehörigkeitsgefühl; Gefahr der Proletarisierung, Nivellierung und Schablonisierung durch tarifliche, allgemein gültige Festsetzung der Löhne; Mitbestimmungsrecht und Dutzende anderer Fragen). Hier haben wir nur zu prüfen: Wie ist der Niederschlag dieser Bewegung in der Literatur?

Selbstverständlich ist er vorläufig erst äußerst gering, denn alles ist im Fluß, im Werden, im Neu-Erstehen. Aber vorhanden ist der Niederschlag bereits.

Sozial am weitesten vorgeschritten war von allen bisher aufgeführten Dichtwerken Max Freunds Buch „Der Warenhauskönig“, in dem, wie innerlich, die Angestelltenschaft sich politisch organisiert und der Arbeiterpartei dadurch, daß sie für letztere eintritt, eine große Anzahl neuer Sitze verschafft. Diesen Gedanken der Politisierung der Arbeiterschaft gleichsam aufgegriffen und weitergeführt hat nun Waldemar Haefner-Hainen in dem kürzlich erschienenen Gegenwartsroman „Der Prophet von der Zugspitze“. In dieser Phantasiegestaltung des innerpolitischen Schicksals der „jungen Republik der Vereinigten Staaten von Deutschland“ gelingt es dem Titelhelden, die gesamte Angestelltenschaft mit den Beamten, den Handwerkern usw. zur großen, einheitlichen Partei des bürgerlichen Mittelstandes zu verschmelzen, die wiederum mit der Bauernpartei ein Kartell bildet.

Daneben wird die schon von Freund behandelte Trustfrage gleichfalls in den Vordergrund gerückt. War es dort die Vertrustung der Warenhäuser, so handelt es sich hier um die aufs Tiefste ins deutsche Wirtschaftsleben einschneidende Trustbildung des gesamten deutschen Bankwesens, das ganz und gar in je eine der bereits paarweise zusammen-

geschlossenen D-Banken aufgeht, bis auch diese beiden Doppel-D-Banken zu einer „Generalbank für Deutschland“ verschmelzen. Nebenbei bemerkt: englisch-amerikanisches Geld hat das zuwege gebracht. Und vor der Verklavung des deutschen Geldmarktes (und mit ihm des gesamten deutschen Wirtschaftslebens) rettet in zwölfter Stunde die Verstaatlichung, an deren Ermöglichung die Bankangestellten entscheidend mitgearbeitet haben.

Auf diesem Wege der Verstaatlichung noch ein beträchtliches Stück weitergegangen ist Emil Felden mit seinem Roman aus zukünftigen Tagen „Menschen von Morgen“. Dies Morgen, das nach einem glücklichen Ausgang des Krieges das Heute hätte sein sollen, ist die das Leben auch die Handlungsgehilfen völlig umgestaltende Neuordnung der Verhältnisse auf der von dem Sozialisierungs-Theoretiker Lynkeus (= Josef Poppe) erdachten „Minimum“-Grundlage: Jedem Staatsbürger wird sein Existenz-Minimum an Essen, Kleidung, Wohnung usw. von Staats wegen gewährleistet; dafür muß er aber 5 bis 10 Jahre lang in der — wirtschaftlichen — Minimum-Armee fürs Gemeinwohl dienen.
